

# 10 Schlusstakt: hingehört und aufgehört

## 10.1 Reprise und Einordnung I: Ereignisse, Zerlegungen und Antireduktionismus

Zum Abschluss dieser Untersuchung möchte ich einige wichtige Thesen und Motive wiederholen und sie ergänzend (um nicht zu sagen: als Neuerung) einordnen. Die Wirklichkeit, so habe ich behauptet, besteht aus Ereignissen. Dabei gibt es keine eindeutige Zerlegung in einen bestimmten Typ von Ur-Ereignis, wohl aber tragen sämtliche Ereignisse Zeit als Ordnungsparameter in sich. Das impliziert nicht, dass es eine einheitliche übergeordnete Zeit gibt. Was es gibt, sind unterschiedliche Einteilungen und Verhältnisse von Ereignissen – und damit auch verschiedene Zeitordnungen. Politische Ereignisse lassen sich gemäß ihrem Früher-Später ordnen ebenso wie physikalische Ereignisse und persönliche Erlebnisse. Das bedeutet aber nicht, dass sämtliche Ereignisse *eigentlich* in der physikalischen Zeit stattfinden – oder *eigentlich* im Erleben ihre fundamentale Zeitordnung finden.

Um nun diese Motive innerphilosophisch etwas präziser zu verorten, bietet sich ein kurzer Vergleich zu den Arbeiten von Peter Rohs an. Denn auch Rohs rückt die Zeit ins Zentrum seiner Überlegungen und verwehrt sich gegen bestimmte reduktionistische Vorstellungen. Genauer nimmt für ihn die Zeit die Position eines „ontologischen Knotens“ ein zwischen dem Bereich des Natürlichen und dem Bereich der Subjektivität. Daraus ergibt sich bei ihm ein Dualismus, bei dem sich Physikalisches von Geistigem genau darin unterscheidet, welche Form oder welcher Typ von Zeit ihm zugrunde liegt: Physikalische Ereignisse seien lagezeitlich, geistige Akte modalzeitlich geordnet.<sup>277</sup>

Damit überwindet Rohs reduktionistische Vorstellungen, wie sie insbesondere im Kontext der Neurowissenschaften seit jeher prominent sind. Dort wird zwar die grundlegende Bedeutung zeitlicher Relationen mehr und mehr erkannt, doch geht das leider zumeist mit Vergegenständlichungen und ökonomischen Redeweisen einher, wie sie oben kritisiert wurden. So wird neuerdings beispielsweise von Zeit als der *common currency* von Gehirn und Geist gesprochen.<sup>278</sup> Mal ganz abgesehen davon, dass man sich wundern mag, welche finanziellen Transaktionen wohl zwischen Neuronen und Gedanken stattfinden, verbirgt sich hinter dieser harten

---

<sup>277</sup> Vergleiche Rohs 1996.

<sup>278</sup> Vergleiche Northoff et al. 2020.

Währung am Ende doch nur wieder eine Dimension allein der *physikalischen* Prozesse.<sup>279</sup>

Doch zurück zu Rohs, der somit zwar keinen Reduktionismus vertritt, aber an einem klassischen Dualismus von Natur und Subjektivität festhält. Dem mag man entgegenhalten, dass es neben subjektiver und physikalischer Zeit doch noch gemeinschaftliche Zeitformen gibt wie etwa eine politische oder historische Zeit; und auch subjektive und physikalische Zeit mögen ihrerseits durchaus vielschichtiger sein und keinen monolithischen Charakter haben. Die Komplexität und innere Dynamik der subjektiven Zeit klang ja in den vergangenen Kapiteln immer wieder an; und auch die physikalischen Zeitkonzepte von etwa Thermodynamik, Allgemeiner Relativitätstheorie und Quantenmechanik sind allesamt unterschiedlich. Sie unterscheiden sich beispielsweise darin, was sie über die *Gerichtetheit* der Zeit aussagen und über Kriterien der Gleichzeitigkeit; und selbst *innerhalb* der Quantenmechanik unterscheiden sich verschiedene Interpretationen noch darin, inwiefern sie die Existenz unterschiedlicher Zeiten zulassen.<sup>280</sup>

Wegen all dieser und weiterer möglicher Entgegenhaltungen wurde hier kein klassischer Dualismus vertreten, sondern vielmehr ein Pluralismus. Entsprechend habe ich auch – anders als Rohs – bewusst darauf verzichtet, eine Zweiteilung in lage- und modalzeitliche Ordnungen prominent zu machen. Es war gerade nicht das vorrangige Ziel, Früher-später-Ordnungen von Ereignissen abzugrenzen von solchen, die Ereignisse danach ordnen, ob sie gegenwärtig oder (mehr oder weniger) vergangen oder (mehr oder weniger) zukünftig sind. Denn gerade bei vielen der hier beschriebenen Alltagsphänomene wird eine solch allgemeine Lagerbildung schwierig, sobald es in die Details geht: Komplexe kognitive Akte ordnen sich in der Regel nicht rein modalzeitlich; die Gerichtetheit der physikalischen Zeit, auf die in bestimmter Weise Bezug genommen wird, ist womöglich nicht rein lagezeitlich rekonstruierbar; und über allem schwebt einmal mehr das Bedürfnis nach einem besseren Verständnis von (finaler und effizienter) Kausalität.<sup>281</sup>

Was stattdessen aufgezeigt und betont werden sollte, waren unterschiedliche Möglichkeiten, die Wirklichkeit in verschiedene Ereignisse zu zerlegen – und insbesondere auch in verschiedene Typen von Ereignissen mit ihren jeweils eigenen

<sup>279</sup> Im Vergleich dazu sind Ansätze aus der sogenannten Neurophänomenologie, die von einer „trägerischen Gegenwart“ (*specious present*) sprechen, deutlich weniger reduktionistisch. Vergleiche insbesondere Varela 1999 und die philosophische Einbettung dazu in Sieroka 2015.

<sup>280</sup> Vergleiche Sieroka 2018a, S. 45–59.

<sup>281</sup> Dennoch kann die Zweiteilung in Lagezeit und Modalzeit auch innerhalb einer pluralistischen Vorstellung sinnvoll sein und – solange man sie nicht metaphysisch zu sehr auflädt – Strukturierungsleistungen erbringen. Dies habe ich mir beispielsweise in den einführenden Darstellungen in Sieroka 2018a und 2020b zunutze gemacht.

Taktungen und also zeitlichen Ordnungen. Und dies sollte dementsprechend nicht vom (reduktionistischen) Boden physikalischer Theoriebildung aus geschehen. Stattdessen sollte der Zugang zu Zeit und zu Zeitphänomenen gleichsam klanglich erlebend erfolgen – und damit komme ich zur zweiten Reprise.

## 10.2 Reprise und Einordnung II: Modelle, Mustererfahrungen und eigene Stimme

Um mich dem Thema Zeit zuzuwenden und dessen Charakteristika zu untersuchen, habe ich die Musik und das Hören als Modell beziehungsweise Mustererfahrung verwendet. Auch dies ist innerphilosophisch nochmals kurz zu verorten, zumal „Modell“ im wissenschaftlichen Kontext sehr Unterschiedliches meinen kann: Die Krebsforscherin etwa mag an *Mausmodelle* denken, also eine bestimmte Art biologischer Organismen, mit denen sie Experimente macht. Der Kollege aus der Architektur wiederum mag an einen *Hausentwurf* am Computer oder aus Finnpappe denken.

Doch neben solchen spezifischen Fällen dürften vielen Forschenden, egal aus welcher Disziplin, *mathematische Modelle* in den Sinn kommen. Und dies nicht ohne Grund. Denn mathematische Modelle haben den Vorzug, *ontologisch neutral* zu sein, wie es im philosophischen Jargon heißt. Das bedeutet, mathematische Modelle diskriminieren nicht zwischen Gegenstandsbereichen. Bei einem Regressionsmodell ist es beispielsweise völlig egal, ob es für Wettervorhersagen in Bern oder Berlin verwendet wird oder für Wählerwanderungen bei Bundestags- oder Nationalratswahlen. Oder, um es mit den Leitmotiven von oben zu formulieren: Für das mathematische Modell sind Wettervorhersagen und Wählerwanderungen lediglich Variationen – und so etwas wie ein *eigentliches* Thema oder eine *eigentliche* Anwendung existiert nicht.

In diesem Sinne wäre eine mathematische Modellbildung also sicherlich geeignet, Struktureigenschaften verschiedener Zeitordnungen präziser zu fassen. Der oben behandelte Pluralismus von physikalischer Zeit, individuell erlebter Zeit, religiösen und politischen Zeitskalen und so weiter könnte so formal genauer analysiert werden. Dennoch wurde hier nicht auf ein solch mathematisches Modell hingearbeitet – und dies aus zwei Gründen. Zum einen bliebe es ein oberflächliches Unterfangen, solange zuvor nicht mindestens die Begriffe *Kausalität* und *Ereignis* genauer expliziert und analysiert sind, was oben lediglich ansatzweise geschehen ist. Zum anderen erschöpfen sich philosophische Auseinandersetzung letztlich nicht im Bereich des Propositionalen und Diskursiven. Mithin kann auch ein mathematisches Modell, das immer und notwendig eine propositionale Grundstruktur hat, nicht alles anklingen lassen, was bei Zeitfragen so mitschwingt. Eine mathe-

matische Formel wie auch ein geschriebener Satz mögen die Struktur beispielsweise einer Hörerfahrung offenlegen, aber sie ersetzen nicht das Hörerlebnis selbst.<sup>282</sup>

Deshalb habe ich nach einem Modell gesucht, das sozusagen *erfahrungsgesättigt* ist und eben der gesamten Breite und Variabilität menschlicher Erfahrung Rechnung trägt. Es sollte nicht sang- und klanglos in formalen Analysen von Ereignisstrukturen verpuffen, sondern im Idealfall auch neue Erfahrungen anregen. Es sollte nicht nur gelesen und nachvollzogen, sondern auch hingehört werden, um bestimmte Zeitmuster direkt zu erleben. Das wichtige Stichwort hier war die *Mustererfahrung* oder *toy experience*. Es ging, um es nochmals mit Goethe zu sagen, darum, der Welt um sich herum etwas „abzulauschen“ und nicht darum, einen abstrakten Gegenstand namens „die Zeit“ dingfest zu machen.

Die Motive, mit denen dann operiert wurde, waren insbesondere die der Wiederholung und Neuerung, die in der Kombination eine sinnvolle Orientierung ermöglichen. Zusammen ermöglichen sie das, was als Variation bezeichnet wurde – etwas, das sich am Vergangenen orientiert und für Zukünftiges offen ist. Ersteres hilft uns, nicht den Halt zu verlieren und auch mit anderen in Kontakt zu treten; letzteres lässt uns Autonomie erfahren, die Polyrhythmik des Alltags wertschätzen und bewahrt vor Ermüdung aufgrund von Eintönigkeit. Und ist alles stimmig, fühlen wir uns intakt.

Als exemplarische Form der Erfahrung wurde das Hören herangezogen. Selbstredend sind zeitliche Taktungen insbesondere auch visuell und taktil wahrnehmbar. Allerdings erweisen sich beim Hören sämtliche Wahrnehmungsqualitäten (neben Rhythmus insbesondere auch Tonhöhe und Klangfarbe) als besonders eng verknüpft mit zeitlichen Regularitäten und dem Verhältnis von Wiederholung und Neuerung. Daraus ergaben sich allgemeine Verbindungen zur Musik, bei der diese Qualitäten dann selbst thematisch werden und die deshalb als elaborierte „Zeitkunst“ gelten kann.

Auch die Ausdrucksweise (*Variation, Kontakt, Stimmigkeit* und so weiter) lehnte sich entsprechend an das Hören und an auditorische Phänomene an. Klang und auch Musik dienten als einfaches begriffliches Modell (*toy model*), um so – im Gegensatz zu einer mathematischen Modellierung – den engen Bezug zur individuellen wie gemeinschaftlichen Erfahrungswirklichkeit zu wahren. Besonders wichtig war hier der Begriff des Hinhörens, der einen aktiven und verkörperten Prozess bezeichnet, bei dem zeitliche Gestalten generiert werden. Weiterhin ermöglichte es der Begriff des *playing outside*, Phänomene kurzzeitiger Desynchronisierung zu explizieren, wie sie insbesondere für das Erleben von Autonomie zentral sind.

---

282 Vergleiche hierzu nochmals Nagel 1974, Bieri 1982 und auch Jackson 1986.

Insgesamt, so hat sich gezeigt, geht es beim guten Umgang mit Zeit nicht einfach um eine perfekte Allzeitsynchronität oder ein dauerhaftes Unisono. Das würde nicht genügend Neuerung beinhalten, sondern würde alles in Monotonie und Langeweile ertränken. Ohne neue Kontraste wird letztlich nichts mehr als wirklich erlebt, und es brechen – ganz im Sinne eines Ermüdungsbruchs oder einer Resonanzkatastrophe – komplettete Erfahrungsbereiche weg. Wer beispielsweise ein religiöses Ritual nur mehr nachhäfft und nachplappert, der hat schlichtweg kein religiöses Erlebnis. Und schon gar nicht würde sich diese Person dabei als autonom erleben – er oder sie hätte, um es mit einem anderen Motiv dieser Untersuchung auszudrücken, keine eigene Stimme.

Um seine eigene Stimme ertönen zu lassen, bedarf es der Möglichkeit, etwas anzustoßen, das nicht von vornherein einem fixen Muster zuordenbar ist, das aber eine Reaktion und gegebenenfalls eine Fortführung erlaubt. Bei einem religiösen Ritual – um bei diesem Beispiel zu bleiben – ist der Spielraum zwar vergleichsweise eng, aber auch hier kann der Einzelne oder kann eine Gemeinschaft neue Akzente setzen.<sup>283</sup>

Um umgekehrt nicht die Orientierung zu verlieren, wenn (zu) viel Neues geschieht, wurden insbesondere zwei Strategien diskutiert: nämlich sich dem Unerwarteten gleichsam experimentell über Ironie anzunähern oder mittels Meditation einen breiteren Einklang mit der Wirklichkeit zu erzeugen. Beides sind letztlich Strategien des Sichbesinnens und der Besonnenheit, um gegebenenfalls schrittweise Ordnungskriterien ausfindig zu machen und sich in die Wirklichkeit (besser) einzutakten.

### **10.3 Innovation und Ausklang: Nachhaltigkeit und philosophische Selbstanwendung**

Da beides zusammengehört, folgt nach der inhaltlichen Wiederholung nun auch die Neuerung beziehungsweise nach der Reprise als Zugabe noch die Innovation. Und wenn es um Innovationen geht, so ertönt gegenwärtig allseits der Ruf nach *Nachhaltigkeit* – und damit nach etwas, das ebenfalls sehr eng mit unserem Verständnis und Umgang von und mit Zeit verbunden ist.

Der Wortzusammensetzung nach beginnt „Nach-haltigkeit“ mit einer zeitbezogenen Vorsilbe. Es geht darum, über einen größeren Zeitraum hinweg etwas auf einem bestimmten Niveau zu halten. Dies wird besonders deutlich auch in der engli-

---

<sup>283</sup> Man vergleiche in diesem Zusammenhang auch den bereits erwähnten engen Spielraum eines Opernsängers im Unterschied zu dem einer Jazzsolistin.

schen Variante des Begriffs, *sustainability*, der seinerseits auf das Lateinische zurückweist: Es ist die Fähigkeit (*ability*), etwas auf einem bestimmten Niveau zu halten (*sus-tineo/teneo*). Und das, was auf gleicher Höhe gehalten werden soll, mag übrigens durchaus die eigene Stimme sein – so wie dann im mittelalterlichen Choral der *Tenor* diejenige Stimme ist, die den *cantus firmus* hält. Zumaldest wortgebrauchs geschichtlich gibt es also nachhaltige Nachhaltigkeitsanleihen bei Musik und Hören. Und dass das Thema Nachhaltigkeit von zunehmender auch zeittheoretischer Bedeutung ist, klang oben bereits an, als das Niederfrequente und die zunehmende Eindringtiefe menschlicher Handlungen diskutiert wurden. – Hierzu die zeitlichen Gestalten und möglichen Variationen genauer zu untersuchen, dürfte zu wichtigen Erkenntnissen führen, ist aber nicht mehr Thema dieses Buches.<sup>284</sup>

Wonach abschließend allerdings noch gefragt werden mag, ist die Nachhaltigkeit dieses Buches selbst. Diese könnte zum einen auf der – von Philosophen notorisch und gern behandelten – Ebene der Selbstanwendung des Dargestellten liegen; zum anderen auf der Ebene der Erfahrungen der Leserinnen und Leser.

Zunächst zur Selbstanwendung und einer möglichen kritischen Rückfrage: Warum habe ich hier in propositionaler Form und mit einem Text, den man lesen muss, das Hören behandelt und Erfahrungskontexte, die zum Teil dezidiert nicht-propositional sind? Darauf könnte man schlicht mit dem Klischee der (Wittgenstein'schen) Leiter antworten, die es eben im Anschluss an die Lektüre wegzuworfen gelte.<sup>285</sup> Aber etwas konkreter geht es dann doch: Wo sich beschlagener Philosophen vielleicht anderer Textformen bedient hätten – wie etwa Dialogen, Aphorismen oder gar Gedichten<sup>286</sup> –, um neue Erfahrungen im Rezipierenden zu ermöglichen, habe ich zumindest die moderne Variante einer *playlist* gewählt, um über digital abrufbare Hörbeispiele hoffentlich bestimmte und möglicherweise neue Erfahrungen anzustoßen. Und das ist dann auch schon die Antwort auf die zweite Frage: Eine anhaltende Wirkung könnte darin bestehen, mit Text und Hörbeispielen neue Erfahrungen aufzuschließen. Bei Dewey heißt es:

If what is written in these pages has no other result than creating and promoting a respect for concrete human experience and its potentialities, I shall be content.<sup>287</sup>

---

<sup>284</sup> Ebenfalls nicht mehr Thema ist der Begriff der *Transformation*, der gegenwärtig nicht minder diskutiert wird und der sich als besonders neuerungslastige Form der Variation beschreiben ließe. In diesem Zusammenhang ist dann gerne von „grundlegenden Veränderungen“ und von einem „Wandel“ die Rede – vergleiche exemplarisch bereits WGBU 2011.

<sup>285</sup> Wittgenstein 1984 (*Tractatus* 6.54).

<sup>286</sup> Vergleiche theoretisierend dazu Gabriel 1990 und Sieroka 2023.

<sup>287</sup> Dewey 1958 [1925], S. 39.

Vielleicht kann ja nicht nur der Respekt vor der Zeitbehaftetheit unserer Erfahrungen gesteigert werden, sondern kann mit dem Hören als Mustererfahrung auch die erlebte Wirklichkeit neue zeitliche Gestalten annehmen, kann sich erweitern beziehungsweise ihren Kontrastreichtum steigern. Auch wenn der Text ausklingt, klingen die behandelten Themen, Hyperlinks und Höreindrücke ja vielleicht noch nach.